

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 62.

Berlin, Donnerstag den 25. Mai

1848.

K. E. Delsner's politische Denkwürdigkeiten.

Die Zeit des Bücherlaufens, so versichern jetzt manche unserer unternehmendsten Buchhändler sogar, sey vorüber; höchstens seyen es pikante Broschüren über Tagesfragen oder das politische Geklatsch, das in unseren großen Städten an allen Ecken feilgeboten wird, was jetzt noch auf Absatz rechnen könne. Wir sind nicht dieser Meinung. Wir glauben überhaupt nicht, wie so viele Schwarzschlichte, an einen neuen Kataklysmus, an ein Wiedereinbrechen der Barbarei, gleich derjenigen, die einst Griechenlands und Roms Kultur-Ausfaat zerstörte. Gerade die Presse, von der Manche jetzt besorgen, daß sie den Sieg der Materie über den Geist und der Barbarei über die Kultur herbeiführen werde, ist unser Präservativ. Nur in solchen Zeiten, in denen nicht die Völker überhaupt, sondern lediglich einige Auserwählte den Einflüssen des Geistes zugänglich waren, konnte dieser von der Materie überwunden werden.

Also, Ihr Herren Verleger, wenn es nur die rechten Bücher sind, und zwar sowohl politische, als geschichtliche und wissenschaftliche überhaupt — aber wissenschaftlich nicht bloß für die Studirstube, sondern auch für das Leben — so sendet sie getrost auf den deutschen Markt, sie werden schon ihre Käufer finden. Hier ist z. B. ein solches Buch, das Herr Franz Schlottmann in Bremen den Muth gehabt hat, in dieser Zeit des Mangels an Geld und an Sinn für ernste Studien zu verlegen, und das vielleicht mehr, gewiß aber mit größerer Genugthuung gelesen werden wird, als die begehrteste unserer politischen Zeitungen. Das Buch heißt: „Politische Denkwürdigkeiten aus Delsner's Schriften“ *) rührt also von einem Manne her, der bereits seit zwanzig Jahren todt ist, greift jedoch in die Ereignisse der neuesten Zeit ein, deren politische Gestaltungen in Deutschland und insbesondere in Preußen der Verfasser mit staatsmännischem Blick vorhergesehen, und weil dieser Blick unseren heutigen Politikern leider nur zu häufig ganz abgeht, darum wird man das, was Delsner über die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat und über Preußens künftige Stellung in dem letzteren sagt, gewiß mit viel größerem Interesse lesen, als alle Expectationen unserer zahlreichen Staatsverbesserer, die hiebzehn Vertrauensmänner nicht ausgenommen.

„Delsner“ ist, wie Barnhagen von Ense von ihm sagt, „als Schriftsteller, was man in der Literatur so nennt, nur spärlich aufgetreten. Sein Ruhm als solcher gründet sich vorzüglich nur auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte und von dem National-Institut gekrönte Preischrift über Muhammed. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er schrieb; er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meisten Arbeiten lieferte er, weil sie eine Befriedigung für ihn selbst waren, weil er seiner Neigung, seiner Liebhaberei folgte, und hierin gerade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Gefinnung und Lust ihn nicht für die Welt anregten, sich ruhig hielt und gleichsam auf seinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber seine Aufsätze blieben theils anonym, theils gingen sie unter fremden Namen. In des Grafen von Saint-Simon Schriften sind ganze Stücke von ihm. Manches verschenkte er als Keim, anderes als reife Frucht, so die politischen Aphorismen, welche unter Dr. Schlottmann's Namen erschienen sind.“ — Es läßt sich denken, daß ein Schriftsteller, der so wenig Autoren-Eitelkeit besaß, Vieles ganz und gar nicht publizirte, und so ist denn auch seinem Sohne einer der reichsten literarischen Nachlässe zu Theil geworden. Es besteht derselbe aus Korrespondenzen und diese erläuternden Anmerkungen und Anekdoten, aus geschichtlichen Werken und aus Schriften politischen Inhalts. Besonders sind die letzteren als eine wahre Fundgrube der Geschichte unserer Zeit seit der ersten französischen Revolution bis zum 3. 1828 zu betrachten. Unter Anderem befindet sich darunter eine eben so anziehende als ausführliche „Geschichte der politischen Mißgriffe (auf den Kongressen) zu Wien und Aachen“, von der nur zu bedauern ist, daß sie der Herausgeber nicht schon dem vorliegenden Bande einverleibt hat, da bei der Neugestaltung Deutschlands eine genaue Kenntnis jener Mißgriffe, an welchen es übrigens auch heutzutage nicht fehlt, wahrhaft belehrend seyn würde.

Der vorliegende Band wird mit einer Abhandlung über Friedrich den Großen und seinen Einfluß, über sein Jahrhundert und die französische Revolution eröffnet. Mit wenigen, aber treffenden Grundzügen wird darin die Zeit gezeichnet, in welcher alle Ideen, alle Prinzipien wurzeln, welche die Gegenwart bewegen und in zwei große Lager theilen. In organischem Zusammenhange mit dieser ersten Abhandlung befindet sich der darauf folgende (im Jahre

1817 geschriebene) „Rückblick auf die französische Revolution“, der mit folgenden beachtenswerthen Bemerkungen beginnt:

„Nach vierzig (jetzt siebenzig) Jahren noch ist das Resultat der nordamerikanischen Revolution in den Händen Derer, die den Freistaat gründeten. Sie wurde mit geringen Mitteln begonnen und vollführt. Der französischen Revolution standen unermeßliche Kräfte zu Gebot und ein Glück ohne Beispiel. Auch entwickelte sie sich im Verhältniß der Umstände, die sie begünstigten, mit einer Gewalt, der nichts widerstehen konnte. Aber von dem Siege der Macht wurden nach der Reihe die Berwegenen geschleudert, welche die Revolution lenkten und zu lenken vermeinten, indeß der Wagen selbst weiter rollte, bis er gerade endlich auf die Station zurückzukommen schien, von der er ausgefahren war. Man nenne ein Beispiel schimpflicheren Mangels fester Haltung, als hier die Franzosen aufstellen, im Ganzen und im Einzelnen; denn hätten nicht im Einzelnen Gewissenlosigkeit und wortbrüchiger Leichtsin vorgearbeitet, nimmermehr wäre die Masse so beweglich, so leichtsinnig erfunden worden, sich umfassen und nach jedem willkürlichen Ziele leiten zu lassen. Doch nicht Wankelmuthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spotte der Welt. Diese Anmaßlichkeit — recht eigentlicher Geburtsmakel der französischen Geister — wurde, als sie sich auf einen der Uebung fremden Gegenstand, die Revolution, wandte, in ihren Mißgriffen durch die Unerfahrenheit verstärkt. In der Unerfahrenheit jedoch sind die Franzosen nicht ohne Unglücksgefährten und können mit der Zeit deren noch mehr bekommen. Bis zur zweiten Vertreibung der Stuart's ging es den Engländern um kein Haar besser als den Franzosen, und allenthalben, wo gleiches Beginnen in gleichem Umfange unternommen wird, dürfte der Erfolg der nämliche seyn, wie damals in England und Frankreich. Ein wesentlicher Grund des Mißlingens liegt in der Sache, die allzu viel Zweide auf Einmal umfaßt. Wir sehen, daß diejenigen Revolutionen, welche ebenmäßig fortlaufend, ihr vorgestelltes Ziel erreichten, wie die Eidgenossenschaft in Vertreibung Oesterreichs, Schweden in Vertreibung der Dänen, Holland und Portugal in Abwälzung des spanischen Jochs, Nord-Amerika die englische Herrschaft abschüttelnd, sich um einen faktisch sicheren Punkt schlugen; dahingegen die lutherische Reformation, das englische lange Parlament und die konstituierende Versammlung Frankreichs allgemeine Grundsätze zu behaupten suchten. Deutschland ist glücklich zu preisen, daß es keine verwickelte, metapolitische Aufgabe zu lösen, sondern nichts als die reine, einfache und klare Thatsache ständischer Verfassungen zu bewerkstelligen hat.“

Wir wollen von den nachfolgenden Aufsätzen (über das Direktorium, Bonaparte, den deutschen Bund, das preussische Cabinet, die Restauration, die politische Sittlichkeit des Jahrhunderts etc.), unter denen besonders die „völkerrechtlichen Erschaue“ und die „Probleme“ reiches Material zur Lösung der Zeitfragen darbieten, einen hier mittheilen, der den Standpunkt des Verfassers und seines Buches vollkommen zur Anschauung bringen wird:

Der deutsche Bund.

„Stellen wir den Bundestag als eine Versammlung auf, deren Beschlüsse mit der Kraft eines Gesetzes auf die öffentliche Meinung wirken; was wird erfolgen, wenn die Beschlüsse dieser Amphyktionen mit dem Willen der mächtigen oder mächtigeren Minderheit in Widerspruch geraten?“

„Zu der Zeit wie Deutschland, an zweitausend unmittelbare Vasallen umfassend, sich der vollstreckenden Gewalt eines Oberhauptes erfreute, gab der starke Herzog von Burgund dem Reiche viel zu schaffen. Gegenwärtig sieht man im Bezirke des deutschen Sprachgebiets mehr als einen Selbstherrscher, dem Herzog von Burgund in Mitteln überlegen und dabei an den Begriff unumschränkter Macht gewöhnt. Wer überzeugt uns von der Bereitwilligkeit dieser Gewaltigen, sich dem Urtheilsprüche befobdeter unebenbürtiger Schiedsrichter, ihrer Beamten, ihrer Diener zu unterwerfen?“

„Ein Bundesstaat, mit Elementen, wie die gegebenen, läßt sich in kein haltbares Ganze zusammen richten, ohne Zumuthung; denn wir kennen nur ein einziges Beispiel in der Weltgeschichte, daß sich ein Gott freiwillig hingab, um ans Kreuz geschlagen zu werden.“

„Es beuge jedoch, was nichts denkbar ist, Baden sich und Württemberg und Bayern mit Hannover, Sachsen und den Niederlanden unter den Spruch des Vereins.“

„In welche gegenseitige Beziehung schieben wir Preußen und Oesterreich? Keiner von allen über diese Frage gefassten Bescheiden hält Stills.“

„So lange beide Mächte in gutem Vernehmen stehen, ist das künftige Duumvirat, zu dem man sie vermählen will, überflüssig, thöricht, unnütz; und entzweien sie sich, — so verzaucht das Pirngespinnst.“

*) Herausgegeben von Dr. G. Delsner-Monmerqué, dem Sohne des Verfassers.

**) Ged. 1764 zu Goldberg in Schlesien, gest. 1828 in Paris.

„Als durch den Erfolg der Schlacht von Leipzig die Diktatur in die Hände der Verbündeten gelangte, stand es bei denselben, Deutschland zu theilen oder ihm irgend eine beliebige Uniform überzuwerfen.

„Der Beifall des wohlgestimmtesten und des kräftigsten Theils der Nation genehmigte im Voraus jede Maßregel, welche bezweckt hätte, der Schwäche Deutschlands und dem Uebergewicht des Auslandes vorzudämmen; aber die siegenden Mächte kannten entweder nicht den ganzen Umfang ihrer Gewalt, oder sie hielten es nicht für rathsam, die Bundesgenossen eines Mannes zu kränken, der immer noch sehr fürchtbar blieb.

„Ueber Erwarten schnell stürzte das Ungethüm zu Boden und aus einem zwanzigjährigen Winterschlaf erwachten alle Verhältnisse. Da änderten sich die Ansichten. Frankreich floß von nun an weniger Besorgnisse ein, als jener Drang der öffentlichen Meinung, der ein besseres Innere für Deutschland und nach Außen hin volksthümliche Selbständigkeit bezweckte. So blieben roh durch einander die Materialien künftigen Baues, und die schöne Gelegenheit, über Deutschland den Bogen eines festen Gewölbes zu sprengen, ging für den Augenblick verloren, um in der Folgezeit noch durch große Opfer vielleicht erkauft zu werden; denn es giebt einleuchtend kein anderes Mittel, dem Verfall zu begegnen, der von Innen und von Außen droht, als Aufstellung einer vernünftigen Einheit.

„Mit der bewundernswürthen Gewandtheit, die ihm eigen ist, hat Herr v. Geng verschiedene Vorwürfe beantwortet, die der Rheinische Merkur den Verbündeten wegen ihres letzten Friedens machte. Sehr treffend finden wir, was über das Wesen und den Gang eines diplomatischen Geschäftes im Allgemeinen gesagt wird, über die besondere Lage, die getheilten Ansichten der Verbündeten und die Unmöglichkeit, daß das Endresultat von dem Interesse eines einzelnen Theilnehmers abhängen könnte. Auch darin sind wir vollkommen mit ihm einverstanden, daß, sobald die Herstellung und Befestigung der Bourbonen als Hauptzweck der Coalition vorausgesetzt wurde, verschiedene, in früheren Zeiten mit Deutschland verbundene Provinzen vernünftigerweise nicht von Frankreich getrennt werden konnten. Wünschen wir diesen Provinzen Glück, daß sie des Vorzugs, Deutschland anzugehören, nicht gewürdigt worden sind, um nach einer langen provisorischen Agonie, zu Gunsten einiger kleinen Fürsten gewiertheit oder in Baronieen zerschnitten zu werden. Doch darin können wir nicht mit Herrn v. Geng zu gleicher Meinung stimmen, daß es eine ebengültige Sache sey für Deutschland: ob Frankreich im Besitz dieser Provinzen bleibe?

„Wenn sich, jedoch mit Ausnahme der früheren Epoche, wo eine Coalition nur mit Mähe Ludwig XIV. die Stirn bot, zugeben ließ, daß der Besitz von Elsaß und Lothringen bis zum Wien Regierungsjahre Ludwig's XVI. Deutschland nicht gefährlich gewesen sey, so würde das einzig von dem mächtigen Ehr- oder Machtgeiz des damaligen französischen Cabinets und davon herrühren, daß die Vortheile einer Lage nicht immer unmittelbar einleuchten, sondern erst durch die Erfahrung in ihr helles Licht gestellt und verstanden werden. Sobald die Revolution einen höheren Grad von Unternehmungsgelust entwickelt hatte, lieferte der Besitz von Elsaß dem Siege Frankreichs über Deutschland großen Vorschub, und hätte Bonaparte einen vorsichtigen Vertheidigungskrieg zu führen gewußt, so würde ihn die Schutzwehr der elsassischen Festungen unüberwindlich gemacht haben.

„Der eigentliche Gesichtspunkt aber, aus dem wir den Gegenstand betrachten müssen, ist Frankreichs Nationalstolz. Dieser trauert über den Verlust des linken Rheinuferes, dessen Besitz er nicht mehr von seiner Ehre zu trennen weiß. Früher oder später bemächtigen sich der Bourbonen gleiche Vorstellungen, und wie die Schwere des fremden Gewichtes nachläßt, das eine Weise noch die Federkraft ihrer Minister hemmt, wird die Regierung, um sich einzubürgern, nach dem Gegenstande des allgemeinen Verlangens streben. Dann ist der Unterschied, ob Elsaß ein dergleichen Unternehmen schütze oder bedrohe, nicht unbedeutend, noch gleichgültig. (Schluß folgt.)

Italien.

Die italiänische Bewegung.

(Schluß.)

Die Proclamation einer Verfassung in Neapel und Sicilien hatte zur unmittelbaren Folge, daß auch in die übrigen auf dem Wege der Reform begriffenen Staaten analoge Constitutionen eingeführt wurden. In Piemont und Toskana konnte dies ohne besondere Schwierigkeit geschehen, da in diesen beiden Staaten, wiewohl nicht in gleichem Maße, die Elemente vorhanden waren, welche die notwendigen Voraussetzungen einer Repräsentativ-Regierung sind. Anders verhielt es sich in Rom. Die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt war ein Problem, das man stets für unauflosbar gehalten hatte und das auch gewiß nicht gelöst worden wäre, wenn ein mißlicher Aufklärer Paps als Pius IX. die Tiara getragen hätte. Pius war seit seinem Regierungsantritt vor keiner Konzession, die sein Volk begehrte, zurückgewichen, sobald er eine solche Konzession für notwendig und für verträglich mit den Lehren seines Glaubens hielt. Es war stets die Taktik der österreichisch-jesuitischen Faction gewesen, die politische mit der religiösen Frage zu vermengen; sie suchte dem Paps die politischen Reformen, die er eingeführt, so darzustellen, als werde durch dieselben der Glaube gefährdet. Nur durch dieses Mittel war es ihr hin und wieder gelungen, den Paps zu Maßregeln zu verleiten, die einen reactionären Anstrich hatten, doch waren diese Stillstandsepochen niemals von langer Dauer.

Auf solche Weise denn war der letzte Schritt geschehen. Das Repräsentativ-System war in Neapel, Toskana, Piemont, ja, in Rom selbst zur Geltung gelangt, die italiänischen Fürsten, unter sich und mit ihren Völkern vereint, standen dem österreichischen Absolutismus gegenüber, der, untergraben in der

Lombardei, sich nur noch auf seine beiden Satelliten — Modena und Parma — stützte. Das war die Lage der Dinge beim Beginnen des Jahres 1848. Die Freiheit hatte Oesterreich in Gränzen eingeschlossen, die nach und nach immer enger wurden und in denen es endlich erstickend mußte, wenn es sich nicht entschloß, die Offensive zu ergreifen. Allein derselbe Einfluß der Diplomatie, der im Namen des allgemeinen Friedens die Ungebuld der Italiäner gezügelt hatte, wußte auch Oesterreichs Schwert in der Scheide zu erhalten. Wer immer der Angreifende seyn mochte, er führte einen europäischen Krieg herbei. Dieses System des Temporisirens jedoch nützte Italien, insofern es ihm gestattete, sich zu rüsten und Kräfte zu sammeln. Wir haben flüchtig die Schritte angegeben, die Italien allmählig dahin führten, daß es auf sich selbst rechnen und wagen durfte, Oesterreich gegenüberzutreten. Alles, was in den vier Jahren, die wir durchlaufen haben, geschah, zeigt die immer klarer hervortretende Tendenz, Italien zur Einheit zu bringen; Alles läuft auf den Endzweck hinaus, die verschiedenen Theile der Halbinsel einander zu assimilieren und — was die liberale Schule vor Allem ins Auge faßte — den Grundbesitz von seinen Fesseln zu befreien. Untersuchen wir nunmehr, welches die Lage Italiens unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen und nach der Erhebung der Lombardei ist, welche Mittel ihm der gewaltige Umschwung der Dinge, der durch die Februar-Revolution eingetreten, bietet, um zu jener materiellen Einheit, nach welcher es strebt, zu gelangen, und ob es nicht in seinem eigenen Innern Hindernisse und Gegner finden wird, gefährlicher, als Oesterreich.

Der Sturz Ludwig Philipp's gab den Italiänern das Signal zu einem entscheidenden Schritt. Durch die Proclamation der Republik war das Band zwischen Frankreich und Oesterreich zerrissen, waren die Wiener Verträge vernichtet worden. „Heute oder nie“, rief die Patria,*) „hat die Stunde der Befreiung geschlagen!“ Die Presse von Rom, Genua, Turin wiederholte im Chor das gegebene Lösungswort. Der Aufstand, der vor zwei Monaten durch die Gewalt der Waffen unterdrückt worden war, loderte von neuem in Mailand und in der ganzen Lombardei auf, der Feldmarschall Radetzky verkündete das Martialgesetz und legte den Gemeinden schwere Kriegscontributionen auf; eine abermalige Reihe von Proscriptionen steigerte die Aufregung der Gemüther bis zur Wuth. Unter diesen Umständen langte die Kunde der Vorgänge an, die sich am 14. März in Wien ereignet hatten.

Der Gouverneur von Mailand, in der Hoffnung, den Sturm noch beschwören zu können, erließ am 18. März eine Bekanntmachung, worin die Aufhebung der Censur angekündigt, ein Pressegesetz versprochen und die Zusammenberufung der Central-Congregation des lombardisch-venetianischen Königreiches auf spätestens den 3. Juli verheißen wurde. Auf den 3. Juli! Auch hier kam man, wie überall, zu spät. Wie herborgezaubert, erhoben sich auf allen Punkten der Stadt Barricaden; Männer und Weiber, Kinder und Greise, Adelige und Plebejer stürzten sich einer Garnison von 18,000 Mann entgegen, die, mit einer fürchtbaren Artillerie versehen, seit 18 Jahren auf diese Stunde vorbereitet war. Fünf Tage dauerte der Kampf; endlich mußte der österreichische Feldherr vor der immer mehr um sich greifenden Insurrection, der überdies aus der Schweiz und aus Piemont kampfbegierige Schaaeren zuströmten, die Stadt räumen. Der Waffenstillstand, welchen er anbot, wurde verworfen, aus allen lombardischen Städten wurden die österreichischen Garnisonen beim Schall der Sturmgloden vertrieben, in Toskana und im Kirchenstaat organisirten sich Freischaaeren, und das neue sardinische Ministerium, an dessen Spitze Graf Balbo trat, beschloß den Einmarsch eines sardinischen Heeres in die Lombardei.

„Weg mit den Fremden!“ das war das Lösungswort des lombardischen Aufstandes gewesen, und in der That ist die Vertreibung der Oesterreicher hinter die Alpen das Ziel, worauf sich fürs Erste alle Gedanken, alle Kräfte der Italiäner richten müssen. Radetzky's Niederlage ist noch nicht vollendet, der Feldzug noch nicht beschloffen. Vielmehr scheint es, daß das langsame Vorgehen und die bedächtige Strategie des Königs von Sardinien den Oesterreichern Zeit gelassen haben, wieder zu sich zu kommen und Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen;**) es wäre also thöricht, die Frage zu diskutiren, wie man einen Sieg benutzen solle, der noch gar nicht errungen ist. Der größere Theil der Italiäner scheint das begriffen zu haben. In Parma, in Modena und auf anderen freigewordenen Punkten hat man provisorische Regierungen eingesetzt und erwartet die Zeit, wo es Italien vergönnt seyn wird, sich über seine definitive Konstitution zu beraten. Wenn Venedig, alten Erinnerungen zu Liebe, die Republik proklamirt hat, so liegt doch, nach den Erklärungen, welche die Venetianer selbst gegeben, in diesem Schritte nichts Entscheidendes. Italien kann unmöglich die Absicht haben, zu jenem Zerstückelungssystem, das seine Knechtung herbeiführte, zurückzukehren und seine Karte nach dem Muster des sechzehnten Jahrhunderts zu gestalten. Es hieße das die gewaltigen Veränderungen verkennen, die durch den Einfluß der liberalen Ideen und durch die Ereignisse der letzten vier Jahre im Geiste der Nation vor sich gegangen sind. Wir haben gesehen, wie die Schule Gioberti's mit Energie auf Einheit dringt; die Tendenzen, die man in diesem Augenblick zu fürchten scheint, gehen also schwerlich von ihr aus. Sollten dieselben etwa einer republikanischen Partei zuzuschreiben seyn? Es ist wahr, es existirt in Italien eine republikanische Partei, aber auch sie, weit entfernt, die Wiederherstellung der alten Theilungen zu beabsichtigen, will vor allen Dingen die Einheit Italiens. Versuche, die alten Zustände wieder zu beleben, sind demnach von keiner der beiden Meinungen, in welche die Nation sich theilt, zu befürchten; sie sind eben so wenig von der republikanischen, als von der konstitutionellen Partei zu befürchten. Die Gefahr liegt vielmehr darin, daß ein vorzeitiger Kampf zwischen beiden ausbrechen kann.

*) Ein in Florenz erscheinendes Blatt.

**) Der Verf. hat hier richtig gesehen; Radetzky's Niederlage ist heute noch nicht vollendet.

Die republikanische Partei bildet bis auf diesen Augenblick nur eine schwache Minorität; die Verbannten, denen sich durch die Amnestie Pius IX. und durch die Insurrection der Lombarden die Pforten des Vaterlandes wieder eröffneten, sind ihre Hauptbestandtheile. Lange entfernt vom heimischen Boden haben sie das Schicksal aller Emigranten gehabt, sie sind stationär geblieben, sie kennen die Umwandlungen nicht, die während ihres Exils in der öffentlichen Meinung vorgegangen sind. Sie kehren zum großen Theil mit denselben Ideen in ihr Vaterland zurück, mit denen sie sich vor funfzehn oder zwanzig Jahren daraus entfernten, ja, sie haben sich in denselben durch das Wiederersehen der Republik in Frankreich nur noch bestärken lassen. An ihrer Spitze steht Joseph Mazzini. Mazzini ist jedoch ein zu ausgezeichnete Kopf, als daß er in die Irthümer seiner Leidensgenossen hätte verfallen können, und in seiner neulich in Genua veröffentlichten Proclamation an die Lombarden, die als sein vermaliges politisches Glaubensbekenntniß betrachtet werden darf, hat er sich mit Energie für das Prinzip der Einheit ausgesprochen, er hat sich — er, der Republikaner — für die Einverleibung seines Vaterlandes in die sardinische Monarchie erklärt. Man braucht also nicht zu fürchten, daß er sich durch die Beteranen seiner Partei oder durch eine verblendete Jugend so weit werde hinreißen lassen, daß er die erste Pflicht jedes Italiäners vergäße, die nach seinen eigenen Worten darin besteht, mit allen Kräften und mit Beseitigung aller Parteienansichten, auf die Constituirung einer starken Nationalität hinzuwirken. Wenn Frankreich eine Republik ist, so ist das nur wegen seiner Einheit möglich. Italien besitzt noch keine Einheit, und nur die monarchische Regierungsform vermag sie ihm zu verschaffen.

Die constitutionelle Partei ist ohne allen Zweifel die stärkste, zahlreichste und am besten geleitete. An ihrer Spitze stehen jene Männer, die im Jahre 1844 die liberale Propaganda unternahmen. Einige von ihnen sind zur Gewalt gelangt, andere sahen fort, durch Wort oder Schrift einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung auszuüben; die bedeutendsten Organe der periodischen Presse, die *Patria* in Florenz, das *Risorgimento* in Turin, die *Lega italiana* in Genua, der *Felsino* in Bologna, die *Bilancia* und der *Contemporaneo*, werde im Sinne der constitutionellen Partei redigirt.

Getreu ihrem Prinzip und ihren Antecedentien will die constitutionelle Partei vor allem die Wiedereroberung der Unabhängigkeit, deren Erhaltung dann eine weitere Aufgabe seyn wird. Nur durch die Monarchie — nur durch eine starke, den ganzen Norden Italiens vom Var bis zum Isonzo unter demselben Zepter vereinigende Monarchie — kann das bewerkstelligt werden. Die Republik, wenn man sich für die Republik entscheiden wollte, würde keinen Falls überall angenommen werden: Piemont würde sie ohne Zweifel zurückweisen und Genua würde sich von Turin nicht trennen wollen. Die republikanischen Erinnerungen, die sich in dieser letzteren Stadt noch erhalten haben mögen, sind zu lokaler Natur, als daß sie der vorherrschenden Einheitsstrebung Eintrag zu thun vermöchten. Getheilt, wie früher, würde Italien abermals der Vormüchigkeit der Fremden anheimfallen. Es kann dieser Gefahr nur dadurch entgehen, daß es sich zu einer Monarchie konstitutirt, die ihre Hauptstadt in Mailand hat. Die geographische Lage Mailands, seine Wichtigkeit, die glorreichen Erinnerungen, welche sich an seinen Namen knüpfen — Alles bestimmt ihm diese Rolle. Mailand allein ist im Stande, die Wage zwischen Genua und Venedig im Gleichgewicht zu erhalten, es ist der Centralpunkt, auf dem die vier großen Eisenbahnlinien — wie sie von Venedig über Vicenza und Verona, von Modena und Parma mit ihrer Fortsetzung in die Romagna, und von Genua und Turin über Novara laufen werden — sich vereinigen und so ein mächtiges Einheitsband zwischen den Bevölkerungen der verschiedenen Landschaften bilden müssen. Drei dieser Linien sind bereits im Bau begriffen, es ist nöthig, ihre baldige Vollendung mit aller möglichen Anstrengung zu betreiben. Eine Nationalrepräsentation, die bei der außerordentlich vorgeschrittenen Kultur der niederen Klassen in der Lombardie die breitesten Grundlagen haben kann und muß, wird den lokalen Interessen ebenso ihren Schutz gewähren, als sie durch eine gemeinsame Diskussion deren Vermittlung und Beförderung erzielen wird.

Vielleicht würde es zweckmäßig seyn, das Parlament abwechselnd in dreien oder vierten der bedeutendsten Städte, in Venedig, Genua, Turin und Mailand^{*)} seine Sitzungen halten zu lassen, eine Einrichtung, zu welcher die jährlichen wissenschaftlichen Kongresse, die sich ebenfalls abwechselnd an verschiedenen Orten versammeln, bereits ein um so nachahmungswerthes Beispiel gegeben haben, als dadurch die Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungen in hohem Grade befördert worden ist. Föge man jedoch für die Sitzungen der National-Versammlung einen ein für allemal bestimmten Ort vor, so würde sich dazu vielleicht Pavia, als die alte Hauptstadt des lombardischen Reiches, am besten eignen, unter anderen auch deswegen, weil so eine Rivalität vermieden würde, die nicht gut zu umgehen wäre, wenn man unter den großen Städten wählen wollte und also einige derselben zurücksetzen müßte.

Das savoyische Haus ist gegenwärtig das einzige italienische Fürstenthum, welches die Königskrone trägt, ihm steht es daher zu, Italiens Freiheit mit dem Schwert zu erkämpfen und es als eine Einheit zu organisiren. Das letztere ist eine schwierige Aufgabe und wird Karl Albert größere Anstrengungen kosten, als die sind, denen er sich augenblicklich den feindlichen Batterien gegenüber aussetzt. Die neue Monarchie kann nur dann Ausichten auf Dauer haben, wenn sie sich liberal und constitutionell im weitesten Sinne des Wortes zeigt. In Mailand darf von den beschränkten Traditionen, von der intriganten und kleinsüchtigen Politik des Turiner Hofes keine Rede mehr seyn. Der bloße Argwohn, daß der König seine früheren Unterthanen bevorzuge, wäre gefähr-

lich. Er muß aufhören, Piemontese zu seyn, wenn er will, daß die unter seinem Scepter vereinten Völkerschaften ihren Eifersüchteleien entsagen und in eine gemeinsame Nationalität verfließen.

Die Bildung eines norditalianischen Reiches ist der erste unerläßliche Schritt zu einer Einheit Italiens; die nothwendige Folge ist, daß sich Toscana durch einen Theil der in seinem Norden und Süden gelegenen Territorien vergrößert. Diese Vergrößerung und Kräftigung Toscana's, seine Erhebung zu einem Königreich Etrurien ist nothwendig, wenn es keinen zu untergeordneten Rang im italienischen Bunde einnehmen soll. Falls, wie es möglich wäre, Neapel einmal dem Beispiel Siciliens folgt, so fällt vielleicht die Erbschaft der Bourbons dem savoyischen oder toskanischen Hause anheim, allein dies möchte auch die Gränze seyn, welche, unserer Ansicht nach, die italienischen Einheitsbestrebungen auf eine Länge hinaus nicht überschreiten werden. Eine absolute Einheit kann im gegenwärtigen Moment so wenig durch die constitutionelle Monarchie als durch die Republik verwirklicht werden. Noch lange, dünkt uns, wird man sich an Gioberti's Formel einer föderativen Einheit, die ihren moralischen Mittelpunkt im Papstthum und den Sitz ihrer beratenden Versammlung in Rom hat, halten müssen. Diese Versammlung mag dann Gegenstände des gemeinsamen Interesses debattiren und eine allmähliche Assimilirung der verschiedenen Staaten durch Einführung eines gemeinschaftlichen Rechts, Zoll-, Münz-, Maß- und Gewichts-Systems bewerkstelligen.

Norwegen.

Dänemark muß geholfen werden!

So lautet die Ueberschrift eines im „Morgenblad“ (den 1. Mai) erschienenen, von dem bekannten Reichsarchivar und Professor Munch zu Christiania verfaßten Aufsatzes, den wir hier vollständig wiedergeben wollen, um dadurch unseren Lesern einen Begriff von der Leidenschaftlichkeit zu geben, mit der die dänische Angelegenheit selbst von den intelligentesten Norwegern beurtheilt wird. Daß indessen diese Ansicht nicht allgemein ist, beweist der in Nr. 60 des Magazins mitgetheilte Artikel.

„Die letzte Post hat Nachrichten über den ehrenvollen, aber unglücklichen Kampf der Dänen gegen die deutsche Uebermacht bei dem alten Danewirke (Dänenwall bei Schleswig) gebracht. In diesem Augenblick sind vielleicht die Deutschen bis zur Gränze von Nord-Jütland, wenn nicht weiter vorgebrungen. In deutschen Blättern wird immer deutlicher die Absicht ausgesprochen, bei dieser Gelegenheit nicht bloß Schleswig zu erobern, sondern auch Jütland und die Inseln, mit anderen Worten, ganz Dänemark in den deutschen Bund hineinzuzwängen, was unter den jetzigen Verhältnissen so viel heißt, als Dänemark aus der Reihe der Staaten auslöschen. „Weniger als dies“, heißt es in der Augsburg. allgem. Zeitung, „würde eine Lächerlichkeit seyn.“^{*)}

Und dabei sehen wir anderen Nordländer ruhig zu. Wir interessieren uns allenfalls für Dänemark, wir trösten uns mit Erklärungen von räthselhaften Ausdrücken fremder Minister, mit der Nothwendigkeit für die Großmächte, das europäische Gleichgewicht zu erhalten; wir erwarten Flotten von England, vielleicht auch von Rußland. Allein nach den letzten Nachrichten vom Auslande ist es doch klar, daß in dieser Hinsicht Nichts zu erwarten steht, und daß sich Dänemark selbst überlassen bleiben wird. England und Rußland haben auch genug mit sich zu thun. Auch sie müssen es, wie es scheint, mit diplomatischen Verhandlungen und mit ihrem allgemeinen Interesse für Dänemark bewenden lassen. Und was das System des Gleichgewichts in Europa betrifft, so ist es, wie vieles Andere seit den Tagen des Wiener Kongresses, in der letzten europäischen Revolution begraben.

Die schleswigsche Frage ist so oft behandelt worden, daß wir hier unsere Leser damit nicht ermüden wollen, die einzelnen Punkte derselben durchzugehen. Wir wissen Alle, daß eine deutsche, nicht nationale Königsdynastie in Dänemark, — dieselbe, welche aus allen Kräften daran arbeitete, Norwegen dänisch zu machen, da man es nicht sofort deutsch machen konnte, — Schleswig zu germanisiren suchte, um sich den mächtigen holsteinischen Adel geneigt zu machen; mit anderen Worten, daß sie gewissermaßen dem holsteinischen Adel gestattete, Schleswig von Dänemark zu erobern und seiner Nationalität zu berauben. Den Königen war dies gleichgültig, wenn sie nur die Herrschaft über Schleswig behielten. Ja, es war ihnen sogar lieber, weil sie dadurch ein deutsches erbliches Recht über Schleswig erhielten, welches sie nun zwischen älteren und jüngeren Söhnen, nach deutscher Weise, theilen und zerstückeln konnten, was nicht gegangen wäre, so lange Schleswig einen integrierenden Theil Dänemarks ausgemacht hätte. Das Verfahren der dänischen Könige mit Schleswig war etwa so, wie wenn ein norwegisch-schwedischer Unionskönig das Amt Smaalehnen^{**)} für eine schwedische Landschaft, oder Wärmeland für eine norwegische erklären wollte.

Ein solches Verfahren wäre zwar auch denkbar, ja, es könnte vielleicht geschehen, ohne besonderes Aufsehen in Europa zu machen, wosfern die absolutistisch-dynastischen Grundsätze des 17ten und 18ten Jahrhunderts noch herrschend wären. Da fragte man nur nach den Besitzungen der dänischen, schwedischen, französischen, englischen u. s. w. Krone oder des Königs, nicht nach der Nationalität des Volkes. Ob ein norwegisch-schwedischer König, wosfern eine Union damals vorhanden gewesen wäre, Wärmeland als schwedisches oder norwegisches Land beherrschte, ob der dänische König Schleswig als dänisches oder

^{*)} Wenn die Aug. Ztg. wirklich eine solche Lächerlichkeit enthalten hat, so ist darum doch Deutschland nicht verantwortlich dafür. D. N.

^{**)} Das Amt Smaalehnen, zu dem unter Anderem Friedriksdal gehört, bildet den südöstlichen Theil Norwegens und gränzt an die schwedische Provinz Wärmeland. D. Uebers.

^{*)} Der Verfasser hat, wie sich aus dem Folgenden ergibt, nur das nördliche Italien im Sinne, weshalb er Neapel nicht nennt.

deutsches Herzogthum regierte, galt damals für eine gleichgültige Sache, denn die Krone Norwegen und Schweden, die Krone Dänemark hatte doch immer die Herrschaft, und das war die Hauptsache. Man verstand kaum einmal die, wie es heißen würde, seine Distinction.

Jetzt aber stehen die Sachen ganz anders. Jetzt ist die Zeit der Volkssouveränität, nicht der Kronensouveränität. Eine Vereinigung zwischen Schleswig und Deutschland würde nicht bloß eine einfache Allianz zwischen seinem König-Perzog und dem deutschen Bunde seyn, sondern eine Einverleibung Schleswigs in die große deutsche Staatseinheit und der unwiderstehliche Verlust des Landes für Dänemark. Eine Einverleibung von ganz Dänemark in den deutschen Bund würde eine Vernichtung des dänischen Namens seyn. Denn hieße auch der König ferner als Bundesfürst König von Dänemark, so wäre doch das Land nur ein Theil von Deutschland, und würde Deutschland wirklich, woran man jetzt arbeitet, ein einziger Staat, so würde Dänemark ganz darin aufgehen und sogar seinen Namen verlieren.

Es ist eine der vielen unmoralischen Seiten bei dem schleswig-holsteinischen Aufstande, daß die Leiter desselben, während sie fortdauernd eine loyale Gesinnung gegen den König-Perzog an den Tag legen und ihr Unterthanenverhältniß gegen ihn nicht für aufgehoben erklären, die Begriffe des Volkes verwirren und nach Grundsätzen jener dunkelsten Periode der absolutistisch-dynastischen Zeit handeln. Sie wissen doch allzu gut, daß heutzutage nicht mehr von der Macht eines Königs, außer als Repräsentant und Beschützer der Nationalität und Souveränität seines Volks, die Rede seyn kann. Sie wissen recht gut, daß der König von Dänemark Schleswig nicht aufgeben kann, ohne sein Volk zu verrathen, was seine Vorgänger zum Theil wirklich gethan haben. Sie müssen sich also bewußt seyn, nach Grundsätzen zu handeln, welche der verschwundenen Unterdrückungsperiode angehören. Und es hat ihnen deshalb auch keine Ueberwindung gekostet, die nämlichen Miethlinge des Despotismus (!), welche in Berlin mit herzlichster Freude (?) die Straßen mit den Leichen der Freiheitskämpfer bedeckten, als Hülfstruppen anzunehmen.

Man sagt im Allgemeinen von schleswig-holsteinischer Seite, daß man die Staatsgränzen nicht mehr nach bestaubten Dokumenten und Traktaten, sondern nach dem bestehenden Nationalitäts-Verhältniß ordnen werde. Indessen sind es gerade die Schleswig-Holsteiner, welche unaufhörlich den Vertrag von 1460 im Munde führen, den Vertrag oder die Capitulation, worin Christian I., selbst ein Deutscher, ohne sein Volk zu fragen, nur durch eine Verpflichtung gegen die holsteinische Ritterschaft und die holsteinischen Prälaten, Schleswig, jenes uralte dänische Land, mit Holstein vereinigte. Diesen Vertrag, der nach allen gereinigten staatsrechtlichen Begriffen eine Null ist, führen die Schleswig-Holsteiner immerfort im Munde, während sich die Dänen nur auf die Geschichte berufen, welche zeigt, daß Schleswig seit undenklichen Zeiten dänisch und schon ein Theil von Dänemark war, als ein Gesamt-Deutschland noch nicht existierte. Deutsche Schriftsteller berichten selbst umständlich von dem Frieden im Jahr 811, worin Karl der Große die Eider für die Gränze zwischen Dänemark und Deutschland erkannte.

Allein wir räumen recht gern ein, daß solche Traktate und ältere historische Verhältnisse vor den wirklich bestehenden weichen müssen. Wir erkennen an, daß der südliche Theil Schleswigs jetzt durch Jahrhunderte lange Einwirkungen und Regierungsmißgriffe deutsch geworden ist, und daß Dänemark auf die Länge keine Freude noch Erleichterung daran wird haben können, diesen deutschen Theil Schleswigs gegen seinen Willen zu behalten, selbst wenn ihm die Unterwerfung desselben gelingen sollte. Aber dies berechtigt doch nicht Holstein, zu den Waffen zu greifen, um sich denselben anzueignen. Es berechtigt noch weniger Holstein, den Krieg zu beginnen, um den dänischen Theil zu erobern, welcher sich so bestimmt für Dänemark erklärt hat. Es berechtigt am allerwenigsten Deutschland, gegen Dänemark Krieg zu führen, um Jütland zu erobern oder die ganze dänische Nationalität zu vernichten. Ein solcher Krieg ist ein Eroberungskrieg, welcher den gehässigen Kriegen Ludwig's XIV. und den um die Zerstückelung Polens geführten an die Seite gestellt werden muß. Ohnehin ist es selbst im deutschen Theil Schleswigs nicht die Masse des Volkes, sondern nur die Beamten, der Adel, überhaupt die höheren Klassen, welche sich erklärt haben. Man frage das Volk selbst, wenn alle fremden Truppenmassen entfernt und die Beamten verhindert sind, auf dasselbe einzuwirken; dann wird man das wahre Verhältniß in Erfahrung bringen, und man theile alsdann Schleswig, je nachdem die Kommunen wünschen, deutsch oder dänisch zu seyn. Der dänische König hat überdies Schleswig Alles, was es billigerweise verlangen kann, nämlich seine besondere Verwaltung, angeboten.

Aber die deutschen Truppen lassen sich kaum durch Dänemarks eigene Kräfte entfernen, es sey denn, daß Deutschland plötzlich von anderen Seiten bekrigt werden sollte, und dazu ist wenigstens im Augenblick keine Aussicht. Die Deutschen haben ihre Absicht ausgesprochen. Sie wollen Serbasen haben, um eine Flotte zu bekommen, aber mit den jütischen Häfen kann ihnen nichts gedient seyn, sie wollen deshalb ganz Dänemark haben.*) Wunderlich genug, daß sie nicht auch Holland, das uralte deutsche Land, und die Mündungen des „ächts deutschen“ Rheinsromes fordern, von welchem sie so pathetisch singen: „Sie sollen ihn nicht haben“, ohne einmal seinen wichtigsten Theil zu besitzen. Aber die Sache ist die, daß sie Holland nicht anzugreifen wagen, wogegen sie Dänemark für eine leichtere Beute halten.

Wo soll aber da die Gränze seyn? Ist Dänemark germanisirt, so kann es

*) Es scheint dies eine fixe Idee des „Morgenblat“ zu seyn, welcher allerdings durch gesunde Vernunft nicht beizukommen seyn wird. D. R.

nicht seyn, daß sich auch deutsche Elemente mehr und mehr in Norwegen und Schweden geltend machen. Im Grunde ist der Anfang dazu schon gemacht, denn die schwedischen und norwegischen Städte enthalten nicht wenige deutsche Elemente, und da wir eine genaue Verbindung mit Dänemark nicht missen können, würden diese, wosfern Dänemark deutsch wäre, mehr um sich greifen. Wenn da z. B. Schonen germanisirt wäre, so würden eines schönen Tages die Deutschen, mit den eigenthümlichen neuen Begriffen, welche sie über die Gränzverhältnisse aufstellen, sagen: „Schonen ist deutsch; kommt, laßt uns unseren deutschen Brüdern in Schonen beistehen und ihnen das schwedische Joch abschütteln helfen, denn wir brauchen ja ohnehin beide Seiten des Sunds, sonst sind wir nicht die Herren der Ostsee. Und danach würden sie finden, daß sie auch die Herren von beiden Seiten des Skager Raa (der Meerenge zwischen Norwegen und Jütland) seyn müßten. Und was würde zuletzt das Ende seyn?

Es liegt also in Schwedens und Norwegens höchstem Interesse, den Uebergriffen Deutschlands entgegenzutreten. Die Nationalität ist nicht länger eine Chimäre, sie ist etwas Reelles, ein Lebenselement. Wir erkennen gern, und mit Stolz, unsere nationale Verwandtschaft mit Deutschland, wir fühlen es, daß der Norden und Deutschland sich eng an einander schließen müssen, aber dieses Aneinanderschließen kann nur auf gegenseitiges Vertrauen beruhen, und ein solches Uebergriffs-Verlangen, wie es Deutschland verräth, muß Mißtrauen erwecken. Es muß gebrochen werden, um die Brüderschaft nach dem Kampfe desto fester zu knüpfen. Norwegen und Schweden können nicht ruhig zusehen, daß das dritte Glied in der nordischen Nationalität vernichtet werde.

Da also die übrigen Mächte ihre Hand von Dänemark abziehen, dürfen Norwegen und Schweden nicht ansetzen, Hülfstruppen zu senden. Unter solchen Umständen müssen alle kleinlichen Berechnungen wegfallen. Zwar haben wir Norweger nicht viel zu bieten, aber was wir haben, ist doch besser als Nichts. Wir haben namentlich eine gute Artillerie, welche den Dänen fehlt. Wir haben Schiffe und Matrosen. Sobald erst Norwegen und Schweden ihr Gewicht in die Waagschale legen, werden die Deutschen nothwendig zum Weichen gezwungen seyn. Es würde überdies, selbst in ökonomischer Hinsicht, vom höchsten Interesse für uns seyn, entweder den Streit möglichst bald beigelegt zu sehen, oder entgegengesetzten Falls am Kriege Theil zu nehmen, um von seinen Vorteilen Nutzen zu ziehen. Die unabwendbare Blokade Hamburgs und der übrigen deutschen Städte müssen auf unseren Handel lähmend einwirken. Wenn wir aber selbst am Kriege Theil nehmen, wenn wir reiche Hamburger, Bremer, preussische Schiffe aufbringen können, so kommt doch Bewegung in den Handel und Geld ins Land.*) Und wenn es dem vereinigten dänisch-norwegisch-schwedischen Heere gelingen sollte, die Deutschen zurückzutreiben und von Hamburg, vielleicht auch von anderen deutschen Städten Contributionen zu erpressen, so würden die Kriegskosten bald ersetzt werden können und die Deutschen würden außerdem hinsichtlich der Eroberungslust, wenigstens fürs erste, geheilt werden. Desto eher würden auch die dänischen Ackerwirthe zu Egge und Pflug zurückkehren können und uns Korn schaffen, statt daß sie sich von den Deutschen todtschlagen lassen, während das Land unangebaut liegt und wir noch Noth leiden werden. Niemand wird uns hindern, Dänemark beizusetzen. England und Rußland werden es mit Freuden sehen. Sie werden es uns kaum verweigern, Prisen sogar in englische und russische Häfen aufzubringen. Endlich drängen sich unsere Krieger nach Uebung. Der Frieden wird täglich bedroht. Kaum unsere ältesten Offiziere haben Pulver geschmeckt. Hier wäre eine gute Gelegenheit, den Unseren eine angemessene Uebung zu verschaffen, während man zugleich für den Ruhm und den Vortheil der Nation sorgte. Auch brennen unsere Krieger vor Verlangen, am Kampfe Theil zu nehmen.“ **)

Mannigfaltiges.

— Die geographische Gesellschaft in London. Im Londoner Athenaeum vom 13. Mai erhebt sich ein gewaltiger Sturm gegen die Direktoren der Royal Geographical Society. Es zeigt sich nämlich, trotz der sehr hohen Beiträge der zahlreichen Mitglieder, ein bedeutendes Defizit in der Kasse der Gesellschaft, das durch freiwillige Unterzeichnungen gedeckt werden soll. In dem gedachten Artikel wird nun gefragt, was denn die Gesellschaft seit ihrem achtzehnjährigen Bestehen eigentlich geleistet, um eine so außerordentliche Berücksichtigung in Anspruch nehmen zu können? Der einzige gelehrte Reisende, der sich unter ihren Auspizien Verdienste um die Erdkunde erworben, sey Sir Robert Schomburgk; dieser aber habe die Geldmittel zu seiner Reise nicht von der geographischen Gesellschaft, sondern von der Regierung erhalten. Gänzlich verfehlt seyen dagegen die beiden anderen Expeditionen gewesen, welche die Gesellschaft nach den Gebirgen von Kurdistan und nach Süd-Afrika unternahm. Große Summen seyen rein für ostentative, äußerliche Zwecke vergeudet worden, während die Zeitschrift der Gesellschaft zu einer völlig werthlosen Erscheinung herabgesunken sey. Die Philippica, welche ganz unerwähnt läßt, daß die Gesellschaft durch die Auszeichnung, die sie geographischen Gelehrten durch Zuerkennung ihrer goldenen Medaille gewährt, allerdings ein positives Verdienst um die Aufmunterung der Wissenschaft sich erwirbt, schließt mit der Aufforderung, daß die bisherigen Direktoren der Gesellschaft das seit deren Gründung bekleidete Amt endlich niederlegen möchten.

*) In einer Tags darauf stattgefundenen Versammlung in der Börse von Christiania ist dieses Motiv als ungehörig zurückgewiesen worden. D. Ueberf.

**) Wenn wir die wackeren Normannen nicht von Alters her als tapfere Leute kennen, wir würden sie nach einer solchen Poltronnerie für das Gegentheil halten müssen. D. R.